

Der Lebenskreis der meisten Menschen überschreitet, ob sie nun in den Verdichtungsräumen oder auf dem Lande leben, die Grenzen ihres Wohnortes nach verschiedenen Richtungen. Anders als in den vorindustriellen Verhältnissen bezieht sich der heutige Bürger längst nicht mehr mit seinem ganzen Dasein auf einen bestimmten Ort. Sein Leben ist von den Planungswissenschaften in die «Grundfunktionen» Wohnen, Arbeiten, Freizeit/Erholung, Kultur aufgespalten worden. Die räumliche Einheit, in der sich dies früher abgespielt hatte, ist in ebenso viele Orte auseinandergefallen, von denen mehrere in unterschiedlicher Entfernung vom Wohnsitz liegen. Ob Ursache oder Folge, diese nachlassende örtliche Orientierung der Menschen ist in der kommunalen Gebietsreform mit zur Rechtfertigung dafür herangezogen worden, die Grenzen von Städten und Gemeinden erheblich zu erweitern. Wenn sich damit auch nicht alle Lebensbeziehungen wieder in einer politischen Einheit haben einfangen lassen, für einen Teil wenigstens hoffte man, dies erreichen zu können.

Nur wenige Jahre nach Abschluß dieser Reform, zu deren Prämissen der Bedeutungsverlust des Örtlichen als fester soziologischer Tatbestand gehört hatte, mehren sich die Zeichen, die eine neue Hinwendung zum Örtlichen anzeigen. Ist es aber dennoch nicht zu voreilig, bei diesem Stande schon von einer *Renaissance des Örtlichen* zu sprechen?

Gemeindesoziologie:

lokale Umwelt wird immer bedeutungsloser

Mit einem Blick auf die Nachkriegsentwicklung läßt sich die These vom Bedeutungsverlust des Örtlichen und von der überörtlichen Verflechtung der Lebensbeziehungen der Menschen noch immer überzeugender belegen als in Frage stellen. An den Wandlungen von Begriff und Wirklichkeit der örtlichen Gemeinschaft, der Heimat und der Nachbarschaft, tritt dies besonders offen zutage.

Keiner kennt heute seine Stadt oder Gemeinde wie seine Vorfahren noch aus eigenem Erleben als etwas im soziologischen und geographischen Sinne Abgeschlossenes. Sein Erfahrungs- und Erlebnishorizont war nie von den Stadtgrenzen markiert wie zu der Zeit, als diese noch von Mauern und Türmen umgeben waren. Früh hat er darüber hinaus Beziehungen aufgenommen und sich überlokal orientiert. Zwar ist es auch heute noch nicht gleichgültig, ob jemand

auf dem Lande zur Welt kommt und aufwächst, oder, wie die meisten in den letzten drei Jahrzehnten Geborenen, in einer Siedlung der sich ausbreitenden Stadtlandschaften; aber nicht wegen des geographischen, sondern wegen des sozialen Ortes, in den er hier oder dort hineingeboren wird. In unserem Zusammenhang ist die Feststellung der Gemeindesoziologie entscheidend, daß der Raum in seiner Funktion als lokale Umwelt immer bedeutungsloser wird. Die bestimmenden Einflüsse, von denen einer geprägt wird, sind heute in einer Trabantsiedlung von Stuttgart keine wesentlich anderen als in einer Mittelstadt der norddeutschen Tiefebene. Gegen eine solche Feststellung ist Einspruch zu erwarten. Die Frankfurter, Freiburger, Münsteraner nur noch durch das Idiom ihrer Stadt und ihrer Landschaft unterschieden? Ihr Temperament eine biologische Zufälligkeit, ihr geistiges Profil so austauschbar wie die genormten Raster ihrer Siedlungsarchitektur? Die landsmannschaftliche Eigenart, das Charakteristische ihrer urbanen Prägung, das Unverwechselbare ihres Menschenschlages etwas ganz und gar Vergangenes?

Nach landläufigem Verständnis ist es eben nicht egal, ob einer in Hamburg oder Gießen, Passau oder Wolfsburg aufwächst, ob er dieser oder jener Umgebung ausgesetzt ist. Dem liegt die Vorstellung zugrunde, daß in den Städten noch immer eine prägende Tradition geistiger und sozialkultureller Art wirksam ist und das Fehlen einer solchen Tradition in einer zu rasch gewachsenen, aus dem Boden gestampften Stadt als Mangel empfunden wird. Zu diesem Verständnis gehört es auch, daß dem unterstellten sozialkulturellen Zusammenhang ein deutliches Bewußtsein der Zusammengehörigkeit entspricht, die örtliche Gemeinschaft im Bewußtsein der Bürger also noch lebendig ist.

Kommune eher Durchgangsstation als Heimat, eher Versorgungseinheit als Anlaß für Integration

Der soziologische Befund zeigt demgegenüber ein anderes Bild. Zwar wird nicht bestritten, daß durch die Filterwirkung einer bestimmten Stadt bei ihren Bewohnern gewisse Gemeinsamkeiten und damit Unterschiede zu anderen Städten erzeugt werden (Hans Oswald). Diese Filterwirkung kommt zustande, indem die Stadt durch ihre Eigenart – Größe, Wirtschaftsstruktur, soziale Zusammensetzung – die Einflüsse von außen einschränkt, da-

bei bestimmte ausschließt und andere bevorzugt. Das aber reicht nicht aus für ein bestimmendes Bewußtsein einer örtlichen Gemeinschaft, auf der die Idee der kommunalen Selbstverwaltung noch immer aufbaut. Stärker als die aus der Filterwirkung einer Stadt resultierende Gemeinsamkeit wirkt sich die überlokale Orientierung der Bürger auf deren Verhaltensweise, Leitbilder und Bewußtsein aus. Die Folgen dieser Verschiebung des Interesses auf überlokale Ebenen haben sich deutlich auch an der kommunalpolitischen Einstellung ablesen lassen. Während es die Bundestags- und Landtagswahlen mühelos auf 80 bis 90% Wahlbeteiligung bringen, müssen sich Kommunalwahlen mit 60 bis 70%, oft mit weniger, bescheiden. Darin schlägt sich zum einen der allgemeine Bedeutungsverlust nieder, den die Kommunalpolitik im Bewußtsein der Bürger erlitten hat. Zur vollen Erklärung muß zum anderen die wachsende, durch die Medien begünstigte überlokale Orientierung der Menschen hinzugenommen werden. Warum gelingt es z. B. den Lokalzeitungen in stark wachsenden Städten nicht, gegenüber der Konkurrenz von Regionalblättern ihren Abonnentenanteil wenigstens proportional zu steigern? Doch wohl deshalb, weil es bei den meisten Zugezogenen an der Bereitschaft fehlt, sich ganz auf den neuen Wohnort einzulassen; die oft detailfreudig-behäßige Berichterstattung über die lokalen Ereignisse, die vom Unfall auf der Kreisstraße 1088 über die Gemeinderatssitzung zum Thema «Erneuerung des Asphaltbelags vor der Karl-Theodor-Schule» und gewiß bedeutenderen Haupt- und Staatsaktionen auf der kommunalen Bühne bis zur exzessiven Wiedergabe des Vereinsgeschehens reicht, überfordert offenbar das Interesse der Leute. Viele nehmen am Leben ihrer Wohngemeinde nur ausschnitthaft teil; ihre Identifikationsbereitschaft ist begrenzt; ihre unvollständige Integration ist gewollt und nicht die Folge schwerer Zugänglichkeit einer geschlossenen Gesellschaft; ihr kommunales Interesse beschränkt sich auf Fälle unmittelbarer eigener Betroffenheit; ihr emotionales Verhältnis zur Stadt ist gebrochen durch ein Verständnis der Kommune als bloßer Versorgungseinheit; die Stadt ist ihnen insgesamt, um mit dem treffenden Buchtitel von Lenz-Romeiß zu reden, eher «Durchgangsstation» als «Heimat» im traditionellen Verständnis, mit dem die Verwurzelung eng verbunden ist.

Gebietsreform: unbekümmert neue Einheiten

Die Strategen der kommunalen Gebietsreform haben im Vertrauen auf Echtheit und Bestand dieses soziologischen Befundes da und dort recht unbe-

kümmert neue kommunale Einheiten zusammengefügt. Der Widerstand – nicht allein bei den betroffenen Mandatsträgern – war vielfach heftiger, als sie ihn auf Grund ihrer «wissenschaftlichen Absicherung» einkalkuliert hatten. Und er konnte mit dem eingerechneten historischen Beharrungsvermögen allein nicht hinreichend erklärt werden. Hatte man aus zu wenig Indikatoren nicht doch zu voreilig den Schluß gezogen, daß das Örtliche sich in der Auflösung befinde? Klammerte sich der Bürger vielleicht doch an etwas mehr als an jene funktions- und sinnentleerte Worthülse, zu der ihm mancher mit dem vorletzten soziologischen Forschungsstand drapierte Ministeriale seine Gemeinde erklärt hatte? Oder hatte sich zwischen der Konzipierung der Reform und ihrem Vollzug auch in der Einstellung des Bürgers zu seinem Ort so etwas wie eine Tendenzwende vollzogen, auf die die Politiker nicht mehr flexibel genug reagieren konnten?

Dialekt, Geschichte, Straßenfeste und Bürgerinitiativen bestärken lokale Orientierung

Manches spricht dafür, daß die Menschen zu ihrer nächsten Umgebung ein neues Verhältnis entwickeln, das wieder eine stärkere lokale Orientierung verrät. Hierher gehören steigende Partizipationsforderungen ebenso wie Bürgerinitiativen, Straßenfeste oder die Volkswanderbewegung. Das Erwachen des Interesses am Historischen erstreckt sich augenfällig auch auf die Stadt- und Heimatgeschichte und kann nicht mit modischer Nostalgie abgetan werden. Das Unbehagen an der modernen Siedlungsarchitektur verhilft Bildbänden mit alten Stadtansichten zu unerwartetem Absatz. Der Dialekt, dessen Verblassen als wichtiges Indiz einer wachsenden überlokalen Orientierung gegolten hat (Hans Oswald), kommt wieder zu Ehren und wird da und dort mit demonstrativem Selbstbewußtsein eingesetzt – auf Autoaufklebern und an Behördentüren: «I schwätz schwäbisch, du au?» – Mundartbühnen und Volkstanzgruppen melden einen stärkeren Zulauf; Mundartdichtung nimmt im Lande wieder zu. Historische Stadtfeste füllen Straßen und Gassen. Und es ist auffallenderweise die Jugend, die sich nach ihrer weltausgreifenden Aufbruchsstimmung gleichsam wieder um die Dorflinde schart, die Sportverein oder Bürgerinitiative heißen kann. Straßenfeste führen die weitere Nachbarschaft zusammen, und die Lokalzeitung soll, trotz der Bewegung am Medienmarkt und dem grassierenden Zeitungssterben, nach Meinung der Wissenschaftler eine sichere Zukunft haben.

Örtlicher Lebenskreis als Fluchtburg angesichts der Allgegenwart der Weltinnenpolitik

Zu wenig Schwalben für einen unmittelbar bevorstehenden Sommer? Zu gering für die Aussicht auf eine Wende? Zu oberflächlich, um Tieferes darunter vermuten zu dürfen? Vertraut man auf das Bild der Pendelbewegung, wäre es bei vielem nur natürlich, daß sich das Pendel in die andere Richtung in Bewegung setzt, nachdem es ins eine Extrem ausgeschlagen hatte. Nehmen wir die starke Dominanz der außen- und weltpolitischen Themen in der täglichen Berichterstattung und Kommentierung der Medien; bemessen wir den Raum, den sie zusammen mit der «hohen Politik» aus dem eigenen Lande einnehmen, dann erhalten wir ein Übermaß, das auch beim Aufgeschlossensten irgendwann zum Überdruß führen muß, weil ihn dies Angebot auf die Dauer überfordert. Welche Art von Leser, Hörer, Zuschauer haben die Redaktionen vor Augen – jeder mann ein außenpolitischer Experte? –, fragt man sich als dergestalt Überfütterter und beginnt abzuschalten in des Wortes doppelter Bedeutung. Zweifel regen sich, ob eine derart intime Vertrautheit mit dem wöchentlichen Stand des innenpolitischen Ränkespiels im hintersten der hinterindischen Staaten nicht doch vielleicht überflüssig und auch für den interessierten Normalbürger entbehrlich ist, angesichts dessen, was vor der eigenen Haustür darauf wartet, daß man ihm etwas Aufmerksamkeit zuwendet. Bedrängt von der Allgegenwart der Weltinnenpolitik könnte der örtliche Lebenskreis gleichsam zur Fluchtburg werden. Es sind im übrigen oft

gerade die Weitgereisten und Weltläufigen, die sich wieder zu Provinz und Heimat bekennen. Hier ist offenkundig etwas dabei, umzuschlagen und heimzukehren. Dieses freigesetzte Interesse müßte sich für die örtliche Gemeinschaft aktivieren lassen, nicht mit dem Ziel einer romantischen Regression auf eine innerlich erfüllte und homogene Einheit, die nicht mehr herstellbar ist; auch nicht mit der Absicht, das Bekenntnis zur Heimat auf ein enges und antiquiertes Verständnis verpflichten zu wollen.

Nachbarschaft: bewußt den Raum zwischen Privatem und Überlokalem ausfüllen

Zwischen der abgeschlossenen Privatsphäre und der durch Reisen, Urlaub und Fernsehen erfahrenen und vermittelten Welt liegt eine terra incognita, nur ausschnitthaft bekannt durch die täglich immer gleichen Wege in der Stadt. Es bedarf einer doppelten Rückzugsbewegung, um den Raum dazwischen zu erkunden und auszufüllen: Die Aufgabe des totalen Rückzugs ins Private und die partielle Abkehr von der überwiegend überlokalen Orientierung der Bürger. Dieser «Raum dazwischen», die Welt der nächsten Nachbarschaft und der weiteren Umgebung, öffnet sich allerdings nicht von selbst zu jener völligen Vertrautheit, die Heimat entstehen läßt; er erschließt sich auch nicht allein durch die Vermittlung von Geschichte und Gegenwart, sondern durch nachbarliche Anteilnahme, gesellschaftliche Mitbürgerlichkeit und politische Mitverantwortung in der kommunalen Demokratie der wiederbelebten örtlichen Gemeinschaft.

Vom Dorfschultheiß zum Patrizier Unerwartete Wege einer Ahnenforschung

Gerd Wunder

Jakob Kübler in Loßburg muß ein rechter schwäbischer Bauernschultheiß gewesen sein, *scharf im Strafen, daher er dem Flecken wohl an- und vorsteht*, wie bei der Visitation von 1721 festgestellt wurde, als er bereits 68 Jahre alt war, *und er gehet Pastori an die Hand*, wie man es damals erwartete. Nur einen Nachteil hatte er: *er gehet seinem Ochsenhandel nach, ist wegen Handelns nicht viel daheim. Wenn er aber daheim ist, kommt er in die Kirche und führet sich wohl auf*. Er ist ein *reicher Mann, doch hilft er Recht und Ehrbarkeit erhalten*. Dieser Jakob Kübler stammte vom Stuhlhof und heiratete 1672 eine reiche Erbin, Magdalene Walz (1653–1719), die ihm das Gasthaus zum Bären zu-

brachte, das er später seinem jüngsten Sohn vermachte. Für den älteren erwarb er den «Ochsen», die Linie besteht bis heute. Die Tochter heiratete den Wirt und Landfuhrmann Konrad Stöhr in Schopfloch, der es ebenfalls zum Schultheiß brachte, aber unter ihren zehn Kindern waren einige *ungeraten*; eines wanderte nach Pennsylvania aus. Jakob Kübler in Loßburg ist am 18. März 1726 gestorben, 74 Jahre alt, davon 21 Jahre Stabschultheiß.

Michel Walz, der Schwiegervater Küblers, war Bärenwirt und ebenfalls Schultheiß gewesen. Er heiratete 1651 Marie Hader aus Dietersweiler und starb